

Zeitschrift: Baselbieter Heimatblätter
Herausgeber: Gesellschaft für Regionale Kulturgeschichte Baselland
Band: 17 (1952-1953)
Heft: 3

Artikel: Ein Mahnwort
Autor: Meyer, Traugott
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-859707>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

barde aber wurde von einer Basler Familie erworben und bildet heute eine Zierde der «Herrenwohnung» des obern St. Romai bei Lauwil.

Bildernachweis. Die Vignetten wurden nach Feder-Pinselzeichnungen von Peter Suter erstellt. Das erste Bild zeigt die letzte Laterne aus der Zeit der Petroleum-Dorfbeleuchtung. Sie wird demnächst an die elektrische Dorfbeleuchtung angeschlossen und erfüllt dann neben dem historischen auch einen praktischen Zweck. — Das zweite Bild stellt Funsel, Petrolampeln mit Flach- und Rundbrenner, alle aus Reigoldswil, dar. — Im dritten Bild sehen wir die Wächter-Hellebarde, die auf dem Oberrn St. Romai in Lauwil aufbewahrt wird. Es ist eine gut erhaltene Waffe des 16. Jahrhunderts mit Vierkantspitze (zum Stechen), Haken auf der Rückseite und eingezogener Klinge mit Drei-Punkt-Markierung.

Die beiden Frenken. Von K. Loeliger, Liestal.

Dört, grad wo die beide Frängge
Mitenander Hochzytt hei,
Lueg i zue vom Brüggli obe —
Niemerts umme — bin elei.

Vordri Frängge — das isch s Meitli,
Chunnt gar süferli derhär,
Fascht gar schüüch im Schatz entgege —
Hindri Frängge — das isch är.

Är schiesst grüüsli uf sen ane,
Nimmt se hitzig in sy Arm,
Druggt sy Schätzli, lots chuum schnuufe —
Herrschaft, machts ne ächtscht nit warm?

Zämme tüen sie jetze weible,
Gänd enander glügglig d Händ,
Aber churz isch s Hochzyttsreisli,
Nimmt gar schrögglig gly en Aend.

D Ergolz mag das Paar nit schmegge,
Bringt se wider usenand —
S isch fascht glych, wie bi de Lütte —
Und me weer jo no verwandt!

Ein Mahnwort. Von Traugott Meyer, Basel.

Schon vor etlichen Jahrzehnten bezeichnete man den Lebensfaden unserer Mundarten als «sehr brüchig». Manche Gelehrte erklärten, man müsse in aller Eile ein Wörterbuch schaffen, um das Schweizerdeutsch wenigstens noch auf diese Art zu erhalten.

Dieses Wörterbuch ist entstanden. Es heisst *Schweizerisches Idiotikon*. Anno 1881 wurde die erste Lieferung jedermann zugänglich gemacht. Bis heute stehen elf grosse, dicke Bände fertig da. Alles das ist «so graglig voll», dass man sich jahrelang damit vernufern kann. Aber der ganze Bau ist noch nicht

unter Dach. Kommenden Generationen wird es erst vergönnt sein, das Wörterbuch von A bis Z vor sich zu haben. Doch heute kann man schon die grosse Leistung, das Verständnis, den unsäglichen Fleiss und die Liebe zur Sache ermessen, mit deren Hilfe das Werk geplant wurde und ausgeführt wird. Es handelt sich um eine der Taten, die bleiben und für die unser Volk bis in die fernste Zukunft hinein dankbar sein wird. Denn dieses Wörterbuch ist ein wahrer Spiegel unserer Art und Eigenart und zeigt wie nichts sonst den Werdegang unserer eigentlichen Kultur.

Wie steht es aber mit der Sprache selber? Schon damals als der Ruf nach dem Wörterbuch erging, glaubte man, das Schweizerdeutsch mache nicht mehr lange. Gute Beobachter betrachteten unsere Sprache als eine Patientin, mit der es so böse «änenabe göng», dass man ihre Beerdigung demnächst verkünden könne. Noch im Jahre 1924 pinselte August Steiger folgendes Zukunftsbildchen vor uns hin: Die Jüngsten unter uns können es einst erleben, wenn sie als Grossväter ihr Enkelkind auf den Knien schaukeln, dass so ein Schweizerlein sagt: «Bitt schön, Grosspapa, sag wieder einmal das lustige Sprüchlein in der sonderbaren Sprache, die man früher hier gesprochen hat» — und dann kann er anfangen: «Ryte, ryte, Rössli . . .» und es nachher dem wissbegierigen Enkel übersetzen: «Reite, reite, Rösslein.»

Ja, die Patientin! Sie geht noch aufrecht durch unsere Jahre. Allerdings ist sie nicht mehr jugendfrisch wie in der «guten, alten Zeit», sie klagt über diesen und jenen Bresten; aber ans Einsargen denkt sie beileibe nicht. Sie ist so gut wie irgendeine, und «z Lych» werden auch die nächsten Generationen nicht schlarpen müssen, wenn wir unsere Pflicht erfüllen: die Pflegebedürftige pflegen. Denn pflegebedürftig ist sie! Oder hat sie nicht schon gar viel kostbares Sprachgut verloren? Ist nicht noch so manches ständig in Gefahr, fortgespült zu werden? Fast täglich schleichen sich artfremde Wörter und Wendungen ein. In der Schule, aus den Zeitungen, aus Büchern und vom Radio her weht ein Wind, der am Gebälk des mundartlichen Satzbaus rüttelt. Ferner hilft die allgemeinmenschliche Nachlässigkeit mit, eine Fünf grad sein zu lassen, kommt eine Sucht unserer Mitmenschen dem Abbauprozess zugute, die Sucht nämlich, nicht am Alten kleben zu wollen, sondern nach Neuem, Modernem zu streben. Und steigen da nicht Fragen auf wie diese: Warum immer noch eine sprachliche Doppelspurigkeit? Wäre es nicht einfacher und dem modernen Leben angepasster, wenn wir nur eine Sprache hätten? Haben nicht unsere welschen Miteidgenossen auf ihre Patois verzichtet zugunsten ihrer gemeinsamen Schriftsprache? Warum soll ein solcher Verzicht diesseits der Saane nicht ebenso gut gehen?

Zum verlorenen alten Sprachgut ist zu sagen: Das Leben wandelt sich, mit ihm die Lebensart. Bei dieser Wandlung scheiden naturgemäss manche Gebrauchsgegenstände aus. Sie werden durch neue ersetzt. Was ist da naheliegender, als dass mit den weggelegten Gegenständen auch deren Benennungen verschwinden und schliesslich ganz verloren gehen! Ich erinnere nur an den Anbau und die Verarbeitung von Flachs und Hanf, an das Anlegen und Reinigen von «Tüüchel»-Wasserleitungen, an die Dreifelderwirtschaft, an den alten Aargauer Wendepflug mit seiner «Gaize, Rieschtere, Wägese und mit sym Säch», an die alte Küche mit der «Stande und em Gäzi», an die ehemalige Stube mit dem «Wätterglas oder Güzer sant em Gütschli und Zyt a der Wand», an das damalige «Pfäschter mit em Läuferli und den Umhängli». Und wo ist noch der «Sekerdär», wo die «Brattig»? Ich weiss wohl, dass das eine und andere da und dort weiterlebt; aber in modernen Häusern hat man gar manches

nicht mehr und die jüngern oder jungen Leute kennen andere Namen; sie sagen: Barometer, Fänschter, Vorhängli, Kaländer. So verliert unsere Mundart wie jede andere Sprache im Laufe der Zeiten altes Sprachgut. Wir können nichts dagegen tun. An diesem Verlust ist der Lebensprozess selber schuld. Wer möchte da eingreifen! Wie Blätter und Blüten kommen, welken und abfallen, so kommen Gebrauchsgegenstände und ihre Namen in unser Leben, werden alt, veralten und «fallen ab».

Anders steht es mit Ausdrücken, die nur deshalb auf die Seite gedrückt werden, weil wir allgemeinere, sozusagen überall gebrauchte dafür einsetzen. So ist das «Baderli» zum Matten- oder Gänseblümchen, das «Glarbökli» zum Stiefmütterchen, der «Dotebaum» zum Sarg und der «Sarbaum» zur gewöhnlichen Pappel geworden. Oder wir lesen in Gotthelf die Stelle, wo Uli der Knecht mit seinem Vreneli ans Hochzeitsfest fährt. Wenn Uli sein Bräutchen auf die in der Morgenluft kalt angehauchten Wangen küsst und diese dabei «zu schwellen und zu glühen» beginnen, dann denkt er, «das sei doch ein ander Küssen als auf Elisis kalte Backen, die ihm immer vorgekommen waren wie eine *weseme* Rübe, und es sei ihm immer gewesen, als müsste er den *Pfnüsel* bekommen, wenn er ihm ein Müntschi habe geben müssen». Wer es nicht mehr weiss, der ahnt es bei dieser Schilderung doch, was eine *weseme* Rübe ist. Den Jungen, die diesen auch bei uns heimatberechtigten Ausdruck verloren haben, kann man ihn am besten so erläutern: Er ist das reine «Kunträri» von saftig, frisch und bedeutet also zäh, trocken. Verwandte sind natürlich: verwesen und gewesen. Dem vortrefflichen Hüter und Förderer der Mundart, Professor Otto von Greyerz, schrieb ich seinerzeit zu seinem 75. Geburtstag in einer Versepistel auch die drei Zeilen:

«Ischs möntschemüglig! Föifesibezg Johr
und däwäg chäch! Bis z innerscht yne jung!
Ke Bitz dra w e s e m , Stück für Stück im Saft . . .»

Er freute sich besonders darüber, dass mir das Wörtchen dunklen Ursprungs nicht fremd ist und dass es auch in unserer Gegend noch lebt. Uebrigens findet sich in den «*Sprachpillen*», die dem abgestumpften Sprachgefühl und dem eingeschlafenen oder sonstwie bresthaften Sprachgewissen gar wohl bekommen, eine ganze Abhandlung über «wesem». Diese «*Sprachpillen*», statt in zwei Dosen oder Schächtelchen in zwei Bücher verpackt, wurden von Professor O. v. Greyerz selber entdeckt und zubereitet und dienen wie wenig andere der Pflege unserer Mundart.

Wie verhält es sich aber mit dem *Pfnüsel*? Zum Glück kennen ihn auch manche der jüngeren Generation noch; «zum Glück» sage ich nicht, weil sie ihn wie die Aeltern von Zeit zu Zeit haben müssen, sondern weil sie diese eher schnuderige Sache nicht mit «Schnupfen» benamsen, wie das so viele schon tun.

Es ist klar, dass mit jeder Kulturschicht eine ganze Reihe Wörter ins Grab sinkt. Es ist ebenso klar, dass neue Sachen ihre neuen Namen mitbringen. So wurde «d Wiid mit em Schaub» durch das farbige Garbenband oder «Garbensaili» ersetzt. Oder man denke an den «Ysschrank, a s Telifon, Teligramm, Radio». Das heisst aber nicht, man müsse auch andere Dinge und Handlungen mit neuen Wörtern versehen, nämlich Dinge und Handlungen, die immer noch dieselben geblieben sind. Diese dumme Mode ist es gerade, gegen die wir uns wehren müssen. Sie schädigt die pflegebedürftige Mundart noch ganz besonders. Warum sollen denn die «Meertrüübeli» nun «Johannisbeeri» sein? Warum wollen jüngere Frauen nicht mehr «es Pfund Anke», sondern «e halb Kilo

Butter»? Warum geht man in «d Metzg oder d Metzgerei» statt in «d School»? Und warum möchte man plötzlich «nach Bärn, nach Züri» reisen und nicht mehr «uf Bärn, uf Züri»? «Was? Was mendsch? Was hesch gsait?» Fragt er nicht: «Wie? Wie bitte?» Das «Was?» gilt halt als unhöflich. Und wer geht noch zum «Dokter»? Welcher Arzt fragt noch: «Wo tuets der weh?» Sagt er nicht: «Wo hesch Schmärze?» Der Zahnarzt würde aber als unhöflicher Mensch, ja als Grobian verschrien, wenn er zu sagen wagte: «Soo, zaig ainisch! Tue s Muul uuf!» Fast jedermann erwartet von ihm die so artfremde gelinde Aufforderung: «Mund öffne, bitte!» Sogar den Zivilstandsbeamten will man jetzt «spräche», man will nicht mehr nur «mit im rede». «Hocket ab, Majeschteet!» rief einst ein Fährmann seinem fürstlichen Fahrgast zu. Heute mahnt man schon die Dreijährigen, von diesem «wüeschte Wort» ablassen zu wollen. Wehe dem, der noch einen «Schnuderlump» hat! Unkultiviert, wer etwas von «abegheie» verlauten lässt; denn nichts darf «abegheie, nummen abefalle».

Diese wenigen Beispiele mögen zeigen, wie wir täglich im Kampf zwischen Mundart und Schriftdeutsch stehen, wo Wort gegen Wort anläuft. Und da heisst es, sich wehren für die Mundart. Da müssen wir unsere Liebe zum Eigenwüchsigen, zum Eigenartigen, zu dem, das wir von unsern Vorfahren übernommen haben, einsetzen und die echte Mundart unterstützen. Nur so erfüllen wir die Pflicht, unsere Pflegebedürftige zu pflegen. Um das aber einzusehen und dann in Tat umsetzen zu können, müssen wir uns zunächst von der alten und grundfalschen Vorstellung befreien, die hauptsächlich von sogenannten gebildeten Kreisen ausgeht: die Schriftsprache sei das *gute*, die Mundart ein *schlechtes* Deutsch. Der Begriff «guetdütsch», wie er sich fast überall eingenistet hat, muss endlich verschwinden. Denn beide Sprachen sind an und für sich gut, wie das Französische und das Chinesische an und für sich auch gut sind. Und Mundart wie Schriftdeutsch können schlecht sein. Es kommt immer auf den an, der sie spricht oder schreibt. Spricht oder schreibt er sie gut, also richtig und ihrem Wesen gemäss, dann *sind* sie gut. Beide, Mundart und Schriftdeutsch, haben ihre besondern Laute und Formen. Beide gehorchen besondern Gesetzen. Beide haben infolgedessen auch ihre besondern Aufgaben zu erfüllen. Alles das sollte reinlich voneinander geschieden werden.

Zu den übrigen Fragen am Anfange meiner Plauderei sei noch bemerkt: Das Verschriftdeutschen vieler Wörter und Wendungen tendiert nach Einsprachigkeit. Es wäre gewiss einfacher, wenn wir auch diessseits der Saane zugunsten der allgemeinen Schriftsprache auf unsere Dialekte verzichten würden. Liegt aber an dieser Vereinfachung das Wesentliche? Vergessen wir so leicht, was die Vereinfachung, die Vereinheitlichung unter dem Schlagwort «Gleichschaltung» gebracht hat? Vergessen wir, dass man solche Fragen niemals mit Masstäben der Zahl messen darf? Wir fühlen doch tief in unserm Innern, dass mit der Mundart viel Wichtigeres und Kostbareres verloren ginge als bloss ein Haufen Wörter, Sprachformen und Satzwendungen: Wir verlören unsere Eigenart, unsere Schweizerart. Wir gäben ein gutes Stück unseres eigenen Selbst auf. Wir wären Fremdlinge im eigenen Heim, Emigranten in der eigenen Heimat.

Ferner stimmt der Vergleich mit unsern welschen Miteidgenossen nicht. Die französischen Patois standen oder stehen nicht auf derselben Stufe wie irgendeine unserer Mundarten. Sie waren oder sind nicht eine eigene, vollgültige Sprache, sondern stellten oder stellen so etwas wie Auswüchse am Sprachbaum dar. Und dann sei an das Goethewort erinnert: «Eines schickt sich nicht für alle». In diesem Falle heisst das: Jede Volksgruppe lebt unter und nach

ihrem eigenen Gesetz. In keinem der Patois drückte sich die wirkliche Art und Gattung, das Wesen des betreffenden Volkes aus. In u n s e r Muttersprache lebt und webt aber unsere ganze Seele, unser eigenes «Gsüün». Sie verbindet Alte und Junge, Hohe und Niedrige, Geschulte und Ungeschulte, Handwerker und Bauern, die Einsassen der Industrieorte und die Bewohner der Dörfchen und Höfe. Sprache und Eigenart unseres Volkes, unserer Heimat sind nicht zu trennen.

Wie schön und eindringlich sagt das alles Gottfried Keller in seinem «Grünen Heinrich»! Es heisst da: «Als der Grüne Heinrich eines Tages niedergeschlagen und in sehr schlechten Zuständen auf der Strasse ging und sich von keinem Menschen beachtet glaubte, kam ein stattlicher junger Bürgersmann mit einem blühenden Weib am Arme auf ihn zu und redete ihn in seiner Heimatsprache an, welche ihm wie ein Laut aus besserer Welt klang in dem Rauschen und Dröhnen der fremden Stadt.» Das ist es: wie ein Laut aus besserer Welt! Und weil es das ist, weil es nichts weniger als das ist, müssen wir an unsere Pflicht gehen und die Pflegebedürftige pflegen.

Keiner überlässt seinen Garten dem Jätt. Er fühlt es als seine Pflicht, die Haue zu nehmen und dem unliebsamen Eindringling Einhalt zu gebieten. Ein solcher Garten ist unsere Mundart. Seine Pflanzen sind dem Jätt ausgeliefert, wenn wir unsere Pflicht nicht erfüllen. Pflegen wir ihn, wie es uns Otto von Greyerz gezeigt hat. Schützen wir ihn, wie es Hans Sommer in seinem Büchlein «Von Sprachwandel und Sprachpflege», dem ich einige Beispiele entnommen habe, rät und fordert. Gehen wir überall und immer wieder an die Arbeit, so lange es Tag ist!

Heimatkundliche Literatur Neuerscheinungen.

Grauwiller E., 100 Jahre Sommerau. Jubiläumsschrift. Landschäftler AG., Liestal 1952.

In kurzweiliger Art erzählt Schulinspektor Grauwiller die 100jährige Geschichte des im Homburgertal gelegenen Erziehungsheims Sommerau. Wie bei der Anstalt Frenkendorf gab die Fürsorgetätigkeit der Jungfrau Anna Dettwiler aus Maisprach Anlass zur Gründung. In der Zeit der Armen- und Alkoholnot konnte die Sommerau eine wichtige Aufgabe erfüllen. Diese ist heute, da die Quellen der Armut teilweise verstopft sind, aber nicht kleiner geworden. Das Elend der Ehezerrüttungen und Ehescheidungen erzeugt ein modernes Kinderelend. Die Sommerau bietet nun mit ihrer anerkannt guten Führung und Einrichtung vielen Kindern eine wirkliche Heimat. Möge der Wunsch nach einem eigenen Schulhäuslein, das zur Entlastung des Anstaltsgebäudes dienen und den Kindern eigentliche «Wohnstuben» verschaffen könnte, im Jubiläumsjahre in Erfüllung gehen! S.

Kümmerly und Frey, Heimatkarte Nordwestschweiz 1:200 000 (Basel, Neuenburg, Berner Oberland, Luzern). Bern 1952. Preis Fr. 4.70 bei gleichzeitiger Bestellung aller 6 Karten Fr. 4.15.

Das dritte Blatt des neuen Kartenwerkes, das vom Pruntrutertal bis Münster im Wallis reicht, ist herausgekommen. Die Karte ist durch sinnreiche Faltung in Text und Kartenfelder aufgeteilt. Die Faltung synchronisiert Kartenbild und Kartentext. Beides kann durch einen einfachen Handgriff nebeneinander gelegt werden. Die zu jedem Feld gehörenden, alphabetisch aufgeführten Beschreibungen vermitteln eine Fülle interessanter Angaben aus Geographie, Geschichte, Geologie, Kunstgeschichte. Ein zusätzliches Textheft berichtet ausführlich über grössere Ortschaften und Objekte. Das textlich Behandelte ist im Kartenbild hervorgehoben.

Sehr praktisch erweist sich, dass bloss ein Teilfeld der Karte aufgeschlagen werden muss. So kann die Heimatkarte im Auto oder in der Eisenbahn hervorgehoben und bequem studiert werden. Nachfolgend einige Textproben.

Eptingen (567 m), NW Olten. Die am Hang entspringende Mineralquelle, die bis 1939 auch für Bäder benutzt wurde, wird täglich in 7000 bis 8000 Flaschen abgefüllt. — Um Eptingen lagen drei Burgen des Ortsadels: Aelteres Wild-Eptingen, Ruch-Eptingen und Jüngerer Wild-Eptingen. Durch das Erdbeben 1356 wurden die beiden ersteren zerstört; von letzterer